

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 77 (1997)
Heft: 4

Rubrik: Dossier : Max Rychner

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Michael Wirth

MAX RYCHNER. KONSERVATIVER AVANTGARDIST

Nach 1922 war die «*Neue Schweizer Rundschau*» unter Max Rychners Leitung eine der angesehensten Zeitschriften in Europa geworden – ein Forum des Austausches der Kulturen, vor allem der französisch- und deutschsprachigen Welt. Rychner veröffentlichte als erster Novellen und Gedichte von Paul Valéry, André Gide, Jean Giraudoux, Ortega y Gasset, T.S. Eliot und Pirandello ebenso auf deutsch wie französische Gedichte Rilkes.

Die Liste liesse sich beliebig verlängern. Frischen Wind wolle er in den Kulturteil seines Blattes bringen; nationale Überheblichkeit, Hass, Ignoranz, wie sie in Europa nach dem Ersten Weltkrieg noch verbreitet waren, bekämpfen, schrieb er an den polyglotten Romanisten Ernst Robert Curtius mit der Bitte um einen Beitrag. Der schickte Max Rychner das Energiekapitel aus dem im folgenden Jahr veröffentlichten «*Balzac*» zum Vorabdruck. Zwischen den beiden *hommes de lettres* begann damals eine jahrzehntelange fruchtbare Zusammenarbeit.

1931 stellte die «*Neue Schweizer Rundschau*» ihr Erscheinen ein. Waren es tatsächlich wirtschaftliche Gründe oder wurde Rychner seine Vorliebe für schweizkritische Themen in allen Sparten der «*Neuen Schweizer Rundschau*» verübt? Rychner war zweifellos dem literarischen Leben des eigenen Landes nicht gewogen. Das staatsbürglerliche Bewusstsein sei nicht von der schweizerischen Dichtung zu trennen, «*ohne dass man an ihrem lebendigen Nerv rührte*», klagte er. Insbesondere die Vereinnahmung Carl Spitteler für die Zwecke der Staatsraison führte zu einem jener in seinem Leben so seltenen Unmutsmomente, der ihm Zürich klein und provinziell und die Schweiz wie ein Gefängnis vorkommen liess. An Carl Jakob Burckhardt schreibt er am 13. April 1928: «*In der Verlassenheit, die geographisch mit Schweiz bezeichnet wird, (...) spürt man fast ausschliesslich die passive Resistenz oder, was noch ärger ist, die solenne Gleichgültigkeit.*»

Als Rychner im Herbst 1931 Feuilletonredaktor der «*Kölnischen Zeitung*» wurde,

hatte das Schicksal ihn aus dem ruhigen Zürich in eine Weimarer Republik katapultiert, die kurz vor dem Kollaps stand, aber über einen künstlerischen Schöpfungsreichtum verfügte, der damals in Europa seinesgleichen suchte. Das Herz der Avantgarde schlug in Berlin. Dorthin führt den neuen Feuilletonredaktor die erste Reise. Dichtgedrängt sind die Termine: Rychner trifft sich mit Max Friedländer, Gottfried Benn, Richard Möhring, Walter Benjamin und anderen. Der «*grosse Einsatz*», den Rychner aufgrund der «*Atmosphäre des Lebens*» in Deutschland erwartet («*Brünnung rechnet mit 2 Millionen Arbeitslosen*») wird zur Tagesordnung. Mit einer nie zuvor gekannten Intensität wird Rychner in die ideologischen Grabenkämpfe der Literaturszene verwickelt. Der «*eidgenössische Exportkampfhahn*», so nennt ihn sein Freund Burckhardt einmal, liest Ernst Jünger, erneut Ernst Bloch und Georg Lukács – nun aber vor dem Hintergrund der sich abzeichnenden radikalen gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland. Aber auch jetzt, in der neuen Situation, kann er der marxistischen Erhebung von Literatur und Kunst zu Spiegelbildern ökonomischer und gesellschaftlicher Verhältnisse nichts abgewinnen. Doch das Gefühl, gegen das Verbot des Denkens Widerstand leisten zu müssen, ist stärker als die persönliche Neigung: Im Januar 1934 schreibt er in der «*NZZ*» eine Notiz über die Zensurierung Benjamins und Blochs in Deutschland. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten endet Rychners Arbeitsverhältnis an der «*Kölnischen Zeitung*». Kurz und knapp bedeutet

Rychner war wohl der letzte Literaturkritiker des deutsch-sprachigen Raumes, der sich über die gesamte klassische Literatur und die der klassischen Moderne äusserte.

ihm der Verleger Kurt Neven Du Mont, dass er «das besondere Gepräge des deutschen Wesens» literarisch zu pflegen als Schweizer ungeeignet sei. Doch Rychners Zeit in Deutschland ist nicht beendet. Die «*NZZ*» macht ihn zu ihrem Sonderkorrespondenten im Dritten Reich, und Rychner sendet ausschliesslich politische Berichte nach Zürich. Es sind Reportagen eines Mannes, der sich klug zurückzunehmen weiss und dennoch mit grosser analytischer Schärfe die inneren Mechanismen des Dritten Reichs offenlegt. Nicht ohne leise Ironie schreibt er über die gleichsam religiöse Verzückung, die er beim Volk feststellt. Anlässlich eines Empfangs des Luftwaffenches *Hermann Göring* beobachtet Rychner das Rituelle der Szenerie: «*Den meldenden Führern schüttelte Göring lange die Hand, wie um einen Bund zu erneuern.*»

Ein paar Zeilen später dann spöttelnd: Vom Dom aus gesehen wirke die Kundgebung am anderen Rheinufer wie ein flüchtiges Strohfeuer. Freilich, wenn Rychner anfangs die Verbrechen der Nazis doch zum Teil verschweigt, dann tut er dies in der Hoffnung, dass der SS-Staat zu Moral und Rechtsstaatlichkeit zurückfinde. Schliesslich brechen dann doch die Dämme der Zurückhaltung. Der «Bericht aus Deutschland», den Rychner für die zu neuem Leben erweckte «*Neue Schweizer Rundschau*» 1936 schreibt, gerät zum Abgesang. Rychner beschreibt die «*Patristik*» des neuen Staates: ein eklektisches Gemisch aus *Gobineau*, *Nietzsche* und «*biosophischer Selbsteifer*». Harscher Kritik setzt er auch die «*Verhunzung der Klassiker im scheppernden Donnerston des Parteidramms*» aus. Rychners Stellung in Köln war nun nicht mehr zu halten. Im Sommer 1937 kehrt er in die Schweiz zurück. Dennoch verlässt ihn eine gewisse Wirklichkeitsfremdheit in der Einschätzung der deutschen Verhältnisse nicht. Überraschend restriktiv äussert Rychner sich – in sehr indirekter Form freilich – in seinem 1936 anonym erschienenen Aufsatz «*Dichtung im totalen Staat*» zur Emigrantenfrage. Nicht alle in Deutschland unter der Diktatur entstandenen literarischen Werke seien



Max Rychner, um 1931

Bekenntnisse zum Nationalsozialismus, argumentiert er und denkt an die vom Publikationsverbot bedrohten, aber im Reich verbliebenen Autoren. Er verkennt dabei, dass sich nicht alle, wie etwa der von ihm verehrte Gottfried Benn, durch Ausübung eines anderen Berufs wirtschaftlich über Wasser halten können. Als Rychner von 1937 bis 1939 das Feuilleton des Berner «*Bund*» leitet, wird er selbst das Opfer von Emigranteneindlichkeit. Einflussreiche Mitglieder des Berner Kulturbuchs legen ihr Veto ein, als Rychner die Emigranten *Rudolf Kassner* und *Hans Mayer* als Mitarbeiter gewinnen will.

Erst als 1945 der Krieg endet, kehrt Rychner ohne Zwang und Zensur, ohne fachfremde Verpflichtungen auch, auf den Posten eines Feuilletonchefs zurück. Neuer Arbeitgeber ist die von dem Unternehmer *Gottlieb Duttweiler* herausgegebene liberale Zürcher Tageszeitung «*Die Tat*».

«Form» und «Fülle»

Wollte man Max Rychners umfangreiche, sich in zahlreichen Essays für «*Die Tat*» und andere Zeitungen und Zeitschriften als eigentliche Monographien manifestierende literaturkritische Arbeiten mit wenigen Worten «griffig» umschreiben, so darf das Wort «*Vermittlung*» nicht fehlen: Rychner hat sich zweifelsohne im Zeichen der Bildung in den Dienst der Vermittlung des geistigen Erbes gestellt. Bis in die heutige Zeit hat die Schweiz bedeutende Vertreter dieser Auffassung der Literaturkritik hervorgebracht. Carl J. Burckhardt sei hier genannt, aber auch *Fritz Ernst*, *Ernst Howald*, *Emil Staiger* und *Werner Weber*. Sie alle gehören zum «*Kreis der wenigen*», von dem Emil Staiger einmal spricht, die sich ungeachtet des Wandels in der Funktion, die Kunst und Literatur in diesem Jahrhundert für sich in Anspruch genommen haben, zur Tradition bekennt, jener Erfahrung von Mass und Wert aller Kultur, die es durch die Zeiten hindurch zu tradieren gelte.

Rychner war wohl der letzte Literaturkritiker des deutschsprachigen Raumes,

der sich über die gesamte klassische Literatur und die der klassischen Moderne äusserte. Ziel seiner durch intellektuelle Redlichkeit, Anstand und Wärme sowie das Fehlen jeglicher Profilierungssucht geprägten Essays war es, den Bezug des Literarischen zur Zeit herzustellen, in der er schrieb. Nie argumentierte er lebensfremd, nie gehorchte er der Rhetorik der Mode oder des Geschmacks. Seine Vorliebe galt *Hofmannsthal* und *Goethe*. Bei jenem schätzte er die auf der Analyse des Alten beruhende visionäre Antizipation künftiger gesellschaftlicher Entwicklungen, bei diesem die Zeitunabhängigkeit seines Menschenbildes. *James Joyce* fesselt ihn, weil er an die Stelle des traditionellen Romanschemas eine neue «Form» setzte. «Form» und jene «Fülle» im Sprachlichen, auf deren Fehlen in der zeitgenössischen Literatur er, nicht ohne Humor und vor allem niemals klagend oder moralisierend den Finger hebend, immer wieder verwies, werden zu Schlüsselkategorien seiner Kritik. Es sind Zeichen des Gestalteten, die den literarischen Text zu einem zur Realität Abstand pflegenden Gut der Kunst werden lassen – Zeichen, die Rychner freilich bei der ästhetischen Avantgarde, den Surrealisten etwa, nicht erkennt, vielleicht nicht erkennen will. Rychner tut sich auch schwer, wenn Literaten, die Sprache zur Waffe werden lassen und mit der Kunst Einfluss auf die Wirklichkeit nehmen wollen. Bei *Karl Kraus*, den er als Jugendlicher gerne las, wird er später die nur rudimentäre Kenntnis der Klassiker bemängeln...

Rychner schreibt keine Verrisse; in der Faszination, die ein Werk auf ihn ausübt, steckt der Anstoß zum Schreiben. Nahezu in jeder seiner Kritiken assoziiert er über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg. Die Grenzen des Nationalen, des Schweizerischen sind ihm zu eng. Unruhige Neugierde treibt ihn allerdings, wenn junge Autoren mit ihren ersten Texten zu ihm kommen. Die Talente, die er entdeckte, werden in der deutschschweizerischen Literatur Rang und Namen haben: *Erika Burkart*, *Hans Boesch*, *Kurt Marti*, um nur einige zu nennen.

Die Infragestellung des abendländischen Humanismus in der jungen deutschen Nachkriegsliteratur als Folge der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft allerdings lehnt Rychner unter Verweis auf

Kleine Literatur- auswahl zu Rychners Leben und Werk:

Werner Weber, *Wissen-
schaft und Gestaltung*,
Olten 1957.

In dem Sammelband mit
Essays und Gedichten
Rychners Bedachte und
bezeugte Welt, Agora
Schriftenreihe Darm-
stadt, Marion von Schrö-
der Verlag Hamburg
1962, herausgegeben
von Manfred Schlosser,
befinden sich auch die
folgenden Aufsätze: Carl
J. Burckhardt, Dank und
Gruss an Max Rychner;
Hans Wolffheim,
Gelebte Bewunderung;
Manfred Schlosser,
Brief über einen moder-
nen Humanisten; Albin
Zollinger, Zu den Ge-
dichten Max Rychners.

Dieter Bachmann, *Essay
und Essayismus in der
deutschen Moderne*,
Stuttgart 1969.

Max Rychner und Zürich
zum Beispiel, Marbacher
Magazin, 41, bearbeitet
von Gerhard Schuster,
Marbach/Neckar 1987.
Aus dem Briefwechsel
Max Rychner – Ernst
Robert Curtius, Marba-
cher Magazin, 41 (Bei-
heft), bearbeitet von
Claudia Mertz-Rychner,
Marbach/Neckar 1987.

das Werk der Opfer ab, das im Schatten der Bedrohung unverbrüchlich dem Glauben an den Menschen die Treue gehalten habe. Von *Celan* veröffentlicht er in der «Tat» die Gedichte «Seelied», «Festland» und «Mystisches Lied» aus den Jahren 1941 bis 1943. *Grass*, *Böll* und die DDR-Autoren nimmt Rychner nur in Kurzkommentaren wahr; in *Arno Schmidts* Kurzroman «Das steinerne Herz» goutiert er nicht den originellen Humor, den die Geschichte eines verschrobenen Bücherfetischisten auszeichnet und stösst sich an Schmidts unverhohlenem Anarchismus.

Rychners ganzes Wesen ist auf Kommunikation, auf geistigen Austausch ausgelegt, doch ist er immer wieder auch bereit, seinen Widerstand kundzutun. Als *Alfred Döblin* lautstark fordert, die Literatur habe sich «weg von den Gebildeten, ran an die Massen» zu bewegen, nennt ihn Rychner «sozial schwätzerisch». Und Döblin repliziert: «Was versteht ein reicher Mann aus Zürich von den Dingen in Deutschland?» Das war 1931, und Rychner muss sich damals zum ersten Mal bewusst geworden sein, dass die – bei aller Sensibilität für das Vielfältige – von ihm in den zwanziger Jahren beschworene Einheit des deutschsprachigen Literaturreumes ein Trugbild sein könnte. Eine Bemerkung Gottfried Benns Anfang der fünfziger Jahre mag die mentale Ungleichzeitigkeit Deutschlands und der Schweiz auf den Punkt bringen. «O Herr Rychner», schreibt Gottfried Benn Anfang der fünfziger Jahre an den Zürcher Freund, «in was für einer glücklichen Lage sind Sie mit Ihrer stabilen Mentalität, unsereins repariert immer an seinen Leitungen herum und singt alles durch.» – Der Hang zur Tradition aber macht aus Rychner keinen Traditionalisten, sondern offenbart, wie das literarisch Neue beschwingt in einem Rahmen Aufnahme finden kann, den das Bewusstsein der Kontinuität setzt und nicht, wie in Deutschland, das Bewusstsein zweier Katastrophen, das die Belange der Literatur schon sehr bald nach dem Krieg einer eigentümlichen Lähmung aussetzte. Einige der ästhetischen Optionen Rychners mögen angreifbar sein, in der Leichtigkeit, hingegen, mit der er sich innerhalb der europäischen Literaturen bewegte, setzte er jene Massstäbe, an denen sich die Kritik heute orientieren sollte.♦

LITERARISCHER SPAGAT

Max Rychner zwischen Thomas Mann und Gottfried Benn

Richard E. Schneider,
geboren in Neustadt (D),
absolvierte ein Über-
setzerstudium an der
Universität Erlangen;
Zweitstudium an der
Sorbonne, Paris, in den
USA sowie Basel und
Berlin. Abschluss als
M. A. Redaktorausbil-
dung in Frankfurt/Main,
Stipendiat der Max-
Planck-Gesellschaft für
Biochemie, seither frei-
beruflicher Wissen-
schaftsjournalist
(Medizin und Geistes-
wissenschaften).

«*Zu Ephesus ein Goldschmied sass*», beginnt Goethes Gedicht «*Gross ist die Diana der Epheser*» – jedoch: «*Ich dachte nicht an Ephesus, sondern die Bozener Strasse, als mir diese Verse wieder vor Augen kamen, und ich fragte mich, was dort am Entstehen sei*», schrieb Max Rychner am 22. September 1950 an Gottfried Benn in Berlin. Der Dichter-Arzt, Sohn eines märkischen Pfarrers und einer französischschweizerischen Gouvernante, der sich 1933 bedingungslos den neuen Machthabern zur Verfügung hielt, hatte am 10. April 1950 Max Rychner nach Zürich geschrieben und sich für die in- und extensive Besprechung seiner alten und seiner neuen Werke bedankt.

Dieses Dankschreiben aus Berlin-Schöneberg war durchaus angebracht, hatte doch Max Rychner in der Zürcher Tageszeitung «*Die Tat*» vom 2. Juli 1949 eine ganze Seite dem halb Verfemten, halb Vergessenen gewidmet. Dann in den Literaturzeitschriften «*Merkur*», Stuttgart (Hefte 8 und 9/1949), sowie in der «*Neuen Schweizer Rundschau*» (Heft 3, Juli 1949) über Benn Aufsätze publiziert und referiert, insbesondere den Goethe-Aufsatz, den Benn zum 100. Todestag Goethes 1932 verfasst hatte, nochmals lobend gewürdigt. Jetzt, nahezu ein Jahr später, doch sehr bescheiden im Ton, fast geduckt, wendet sich Benn im geteilten Berlin dankend an Rychner und bringt gleich sein früher schon häufig verwendetes Faust-Zitat an: «*Die wenigen, die was davon erkannt...*» (Wovon eigentlich? fragt Benn und gibt selbst eine kühne, doch deshalb nicht wahrere Antwort: «...Ich nehme an vom Satzbau...»).

Goethe selbstgestaltete Antworten unterzulegen, wäre dem literaturbegeisterten Rychner nie in den Sinn gekommen, mochte es auch die Bennsche Anspielung auf einen Gedanken Friedrich Nietzsches gegeben haben, nach dem unser ganzes Denk- und Erkenntnisvermögen in einem sozusagen «mechanistischen Bezug» zu unseren Ausdrucksformen und -möglichkeiten, kurz: zu unserer Syntax stehe. Max Rychner, mit feinem psychologischen Gespür für Benns prekäre Selbstsicherheit, teilte diesem seinerseits mit, dass er bei einem Goethe-Gedicht eben nicht an den

Autor, sondern an den Zitierenden, also an Benn und die Bozener Strasse in Berlin denken musste. Unschwer, schon hier festzustellen, dass das Verhältnis zwischen Rychner und Benn, jenseits der Dankeschuld Benns für die vielen Rezensionen, alles andere als klar und unkompliziert war.

Im Hinblick auf die Medizin war Max Rychner vorbelastet: Sein Vater *Max Eugen Rychner* war praktischer Arzt in Lichtensteig, er selbst sollte auch Medizin studieren – und entschied sich mit Begeisterung für die Literatur und die Literaturkritik. Er hatte «grosse» Vorbilder, die von seiner Zimmerwand herabsahen: *Schiller, Napoleon, Lessing* gefiel ihm schon früh, dann *Hebbel, Gustav Schwabs* Sagen des klassischen Altertums und *Kleists* lange Monologe. In Bern beginnt er 1916 das Literaturstudium, vollendet es 1918 in Zürich. Dort lernt er – zunächst nur literarisch, später auch persönlich – *Thomas Mann* und *Frank Wedekind* kennen. Auch hier bewahrt sich Rychner seinen Hang zur Verehrung eines Werks oder gar eines noch lebenden Dichters... Die ersten Schreibversuche und Kritiken erfolgen für das Feuilleton der «*Frankfurter Zeitung*»; es sind Rezensionen und Theaterkritiken aus Zürich. 1919 bespricht er zum ersten Mal Gedichte Benns.

Weitere Benn-Besprechungen folgen in der «*Neuen Schweizer Rundschau*», der Rychner als Chefredaktor in den zwanziger Jahren internationales Ansehen verschafft. Er selbst gilt schon bald als einer der

renommiertesten Literaturkritiker des deutschsprachigen Raums. 1931 wird er Feuilletonredaktor der angesehenen «*Kölnischen Zeitung*». Im November 1931 reist Rychner nach Berlin, besucht den verehrten und bereits durch Radiosendungen bekannten Dichter in seiner Arztpraxis. Die Dauer einer grossen Kaffeepause, dann geht das Leben weiter. Rychner bringt eine Reihe von «*Berlin-Aufsätzen*» von diesem Aufenthalt zurück. Doch mit dem Machtantritt der Nazis ist alles vorbei: Rychner wird aus der «*Kölnischen Zeitung*» entlassen. Noch vier Jahre hält er sich in Deutschland als Sonderkorrespondent der «*Neuen Zürcher Zeitung*» auf.

Im Jahr 1937 kehrt Rychner in die Schweiz zurück, wird für zwei Jahre Feuilletonredaktor beim Berner «*Bund*». Dort missfallen seine Versuche, deutsche Emigranten als Mitarbeiter zu gewinnen, und er wird wiederum entlassen. Doch hat er seine neue Herausforderung bereits gefunden: Die Zürcher Wochenzeitschrift «*Die Tat*» wird auf Betreiben ihres Geldgebers, des Migros-Gründers Gottlieb Duttweiler, in eine Tageszeitung umgewandelt. Rychner wird Feuilletonchef und bleibt auf seinem Redaktorensessel bis zur Pensionierung 1962. Die Kriegsjahre bringen ihm Verdruss wegen der Zensur: Nicht alles, was passiert, darf publiziert werden, und auf strengste aussenpolitische Neutralität wird geachtet.

Treuester Freund und geistiger Weggefährte seit Rychners Zeit in der «*Neuen Schweizer Rundschau*» ist der Romanist Ernst Robert Curtius. Zwischen dem Schweizer Rychner in Zürich, dem Elsässer Curtius in Heidelberg/Bonn und dem Preussen Benn in Berlin entwickelte sich ein Dreiecksverhältnis besonderer Art. Benn, mit seiner frankophonen, schon 1912 verstorbenen Mutter aus Fleurier/NE, und Professor Curtius respektieren sich, beide sind ihrem Rezensenten m. r. verbunden, der ihnen so viel Platz in seinen Zeitungsspalten einräumt. Gemeinsam ist allen dreien die klare Zurückweisung des Kommunismus, vor allem des literarischen Bolschewismus, die bei Benn in der rückhaltlosen Abfuhr Wladimir Tretjakows (Rundfunkgespräch: «*Die neue literarische Saison*», 28. August 1931) kulminiert und bei Rychner in der differenzierteren, doch ebenso unwiderruflichen Abweisung



Gottfried Benn, 1955

von Boris Lawreniews «*Zur Soziologie der Kunst*». Ein Leben lang verbunden bleibt Rychner jedoch dem sanftmütigeren «*euro-päischen Österreicher*» Hugo von Hofmannsthal. Rychner ist überhaupt fasziniert von der Weltläufigkeit österreichischer Literaten. Kaum verwunderlich also, wenn Rychner 1953 in der «*Tat*» den Briefwechsel über «*Monologische Kunst*» zwischen dem Österreicher Alexander von Lernet-Holenia und Gottfried Benn reportiert.

Die Zerstörung der freundschaftlichen Eintracht der drei Literaturfreunde ging auf Thomas Mann zurück, der als deutscher Emigrant und US-Bürger in Zürich seinen neuen Wohnsitz nahm. Der Literatur-Nobelpreisträger von 1929 hatte ein neues Nietzsche-Buch verfasst, das nicht nur Nietzsche und seine Philosophie, sondern alle deutsche Kunst und Kultur an den Rand von Wahnsinn, Unsinn oder verquerem Denken brachte. Max Rychner selbst hatte sich für die Gründung einer Thomas-Mann-Gesellschaft in Zürich stark gemacht, stand ihr später teilweise als Präsident vor, um auf diese Weise den früher Ausgestossenen zu ehren.

Benn und Thomas und Heinrich Mann kannten sich wohl aus der früheren Preussischen Akademie für Dichtkunst, wohl hatten sie alle drei eine Ausländerin zur Mutter, doch schon ihre früheren Gemeinsamkeiten erschöpften sich in der Ablehnung des Artikels 218 in der Weimarer Republik. Es kam nicht zu mehr. Vielmehr hatte sich Benn 1933 im Dienst der neuen Machthaber zu einer öffentlichen «Antwort an die literarischen Emigranten» hinreißen lassen, die speziell an Thomas Manns Sohn Klaus, im allgemeinen jedoch an alle im französischen Sanary versammelten Emigranten gerichtet war, die Benn vor den Kopf stiess und schwerer Verfehlungen bezichtigte. Diese Wunden waren zehn Jahre nach Kriegsende noch nicht verheilt.

Benn oder Mann – Kampf oder Zivilisation?

Eigentlich stellte sich für Max Rychner die Alternative Mann oder Benn gar nicht. Er wollte beiden Schriftstellern nahe sein, dem prominenten Emigranten wie dem preussischen Oberstarzt, der seit 1936 in Deutschland einem Schreib- und Publi-

kationsverbot unterlag. Der heimlichen Aufforderung seiner früheren Geliebten Else Lasker-Schüler, heimlich nach Zürich zu kommen, war Benn schon 1934 nicht nachgekommen.

Rychner hatte Thomas Mann, wie er schreibt, bereits 1912 entdeckt, Benns erste Gedichte ein wenig später in den «*Kurt-Wolff-Heften*» gelesen. Doch jetzt, nach zwei Weltkriegen und unendlichem Leid ging Rychners auf Kompensation und Ausgleich gerichtete Wesensart fehl in der Verteidigung seines «literarischen Doppelprogramms»: hier der gebürtige Lübecker, Nietzsches Ironiker, und dort der Militärarzt aus Brandenburg, Nietzsches «Medizyniker». Ein unmögliches Spagat, wie sich herausstellen sollte, des gutwilligen Schweizers.

Benn wurde ein jedenfalls bedeutendes literarisches *Come-back* zuteil, Thomas Mann gar zu einem politisch-zivilisatorischen Erziehungsberechtigten der Deutschen hochstilisiert. Nachdem der Schweizer Verleger Peter Schifferli mit neuen Benn-Gedichten 1948 den Bann gebrochen hatte, ging die literarische Karriere des «gebliebenen» Ausdruckskünstlers weiter: 1951 Büchner-Preis in Darmstadt, Rede in Marburg über «Probleme der Lyrik», danach in Berlin «Rede auf Lasker-Schüler». Getreu vermeldete und reportierte in Zürich Max Rychner alle literarischen Äusserungen und Ehrungen.

Doch während Thomas Mann die Versöhnung mit Deutschland predigte und ihm eine Portion Sozialismus wünschte, hatte Benn anderes im Sinn: Er wollte das «Hierbleiben» in Deutschland rechtfertigen, die Emigration ins Ausland für unzulässig erklären («*Die Armee ist die aristokratische Form der Emigration*»). Nur die «innere Emigration» und wer sich zu ihr bekannt hatte, sollte urteilen dürfen über das politische Schicksal Nachkriegs-Deutschlands. Und jedem zivilisatorischen Verständigungsprozess war Benn – im für viele Jahre geteilten Berlin! – abhold. Dass die alte «Streitkultur» wieder dominierte, stellte er in seinem berühmten «Berliner Brief» unter Beweis, der ebenfalls in die «*Tat*» Eingang fand. Drastisch beschreibt Benn die Lage im eingekreisten Westberlin «(...) wo es buchstäblich nichts zu essen und nichts zu heizen gab (...) Kampf aller gegen alle um Butter und Kaffee (...). Hobbes-Darwinsche Erkenntnisse, das war Benns

altes Evangelium! Er publizierte immer wieder in diesem Sinne, es ging Wort gegen Wort, Schlag auf Schlag bei ihm, die reinste Boxermentalität. Zornig dichtete er «(... sechs Meilen eng die town ...)» und rezensierte – US-Literatur, z. B. *Wystan Hugh Auden*, Ehemann *Erika Manns*, und dessen «Zeitalter der Angst».

Stets aufmerksam verfolgte Rychner in Zürich die literarischen Befreiungsschläge des früheren Expressionisten in Berlin. Er publizierte über ihn, wann immer er konn-



Max Rychner (r.) mit Katja Mann, 1963, bei einem Empfang anlässlich des 80. Geburtstags des Zürcher Germanistikprofessors Robert Faesi.

te. Dabei äusserte er sich auch kritisch über einzelne Werke Benns (z. B. «Die Stimme hinter dem Vorhang»), allerdings unter anderem Namen. Auf einen Bruch mit Benn wollte es Rychner nicht ankommen lassen.

Wiedersehen in Zürich und Berlin

Da erhielt Benn eine Einladung nach Genf. Er sollte als Jurymitglied über die Vergabe eines europäischen Literaturpreises entscheiden. Auf der Rückreise von Genf besucht Benn seinen treuen Rezensenten Max Rychner in Zürich, der ihm nach dem kurzen Treffen nachmittags noch einen grossen Rosenstrauß aufs Zimmer im «Glockenhof» schickt. Rychner ist froh, glücklich, Benn wieder gesehen, gesprochen zu haben. Er ist weich gestimmt, lyrisch, romantisch, fast zärtlich. Doch kommentiert sein Vis-à-Vis seine eigene Nachkriegsliteratur völlig anders als sein Rezensent: «*Leberhaken bei flotter Beinarbeit.*»

Der Eklat lässt nicht lange auf sich warten. Auf seinem 1955 erfolgten Gegenbesuch in Berlin hält Max Rychner einen Vortrag vor grossem Publikum an der Berli-

ner Technischen Universität in der Hardenbergstrasse zu Thomas Manns 80. Geburtstag. Benn ist da, auch seine Frau, die Zahnärztin ist, sie kümmern sich rührend um Rychner, empfangen ihn zu einem langen freundschaftlichen Gespräch in ihrer Wohnung in der Bozener Strasse. Auch bei Rychners imposantem Vortrag ist Benn ganz korrekt und zurückhaltend. Doch in seinem nächsten Brief lässt Benn seinem Unmut freien Lauf. Er ist verärgert – und nachtragend – wegen der Ehre, die Rychner «diesem Emigranten» hatte zuteil werden lassen.

Einige Wochen danach erkrankt Benn schwer. An der Hadlaubstrasse in Zürich ist man bestürzt, schreibt aufgeregte Briefe nach Berlin. Benn leidet sehr. Eine Fehldiagnose (Rheuma- anstatt Tumorbehandlung im Rückenmark) zögert eine Heilung lange hinaus. Doch der 70. Geburtstag Benns am 2. Mai 1956 wird «gross» gefeiert. Die Rychners in Zürich werden dazu allerdings nicht mehr eingeladen.

Max Rychner reist im April nach Rom, wo Ernst Robert Curtius am 14. April Geburtstag feiern will. Doch Curtius erkrankt plötzlich (Diagnose: Leberstauung). Er kommt in ein römisches Spital, wo er nach wenigen Tagen stirbt. Max Rychner ist tief getroffen, kehrt nach

Zürich zurück, berichtet am 1. Mai Benn nach Berlin vom Tod Curtius', erwähnt noch seinen Festbeitrag zu Benns Geburtstag, der am 3. Mai in der «*Tat*» erscheint.

In Berlin feiert Benn den 70. Geburtstag mit den Freunden *F. W. Oelze* und *Bernard von Brentano*, früherer Berlin-Korrespondent der «*Frankfurter Zeitung*», später ebenfalls Emigrant in Zürich, zusammen mit viel Prominenz aus Berlin. Rychner, der in seinem Brief noch von «*Flecken auf den Schwingen echten Ruhms*» in Anspritung auf ein *Balzac*-Zitat Benns («*Der Ruhm hat keine weissen Flügel*») sprach, erfährt davon erst später. Es war sein letzter Brief an Benn, der am 7. Juli 1956 in einem Berliner Krankenhaus verstirbt. Innerhalb kurzer Frist war Rychner «literarisch verwaist»; denn Thomas Mann war schon 1955 gestorben. Ihm blieben noch seine Schweizer Freunde, C. J. Burckhardt und Jugendfreund *Walter Meier*.

Bevor er in Pension ging, verlieh ihm Zürich noch einen Literaturpreis. 1965, in seinem Todesjahr, erhielt Rychner posthum den «*Essay-Preis*» der Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung. Es war eine verspätete Anerkennung eines Lebens, das ganz im Banne der Literatur stand und ihr redlich gedient hatte. ♦

**Briefwechsel,
Vorworte und Einleitungen**

*Benn, Gottfried/
Rychner, Max: Brief-
wechsel 1930–1956.
Hrsg. von Schuster,
Gerhard. Stuttgart
1986.*

*Burckhardt, Carl J./
Rychner, Max: Briefe
1926–1965. Hrsg.
von Mertz-Rychner,
Claudia. Frankfurt
1974.*

*Goethe, Johann W.
von: West-östlicher
Divan. Vorwort von
Rychner, Max.
Manesse, Zürich
1994.*

*Lichtenberg, Georg
Ch: Aphorismen.
Einleitung und aus-
gew. von Rychner,
Max. Manesse Zürich
1992.*

Wer übernimmt Patenschaftsabonnemente?

Immer wieder erreichen uns Anfragen von Lesern oder Einrichtungen (zum Beispiel Bibliotheken), welche die Schweizer Monatshefte aus finanziellen Gründen nicht regelmäßig beziehen können. Es ist uns nicht möglich, alle Wünsche zu erfüllen. Deshalb sind wir auf Ihre Mithilfe angewiesen. Unser Vorschlag: Übernehmen Sie ein Patenschaftsabonnement der Schweizer Monatshefte für Fr. 89.– (Ausland Fr. 110.–). Rufen Sie uns bitte an. Wir nennen Ihnen gerne Interessenten. Sie können uns auch einfach die diesem Heft beigelegte Geschenk-Abo-Karte mit oder ohne Nennung eines Begünstigten zusenden. Vielen Dank!

Unsere Adresse: Schweizer Monatshefte, Administration, Vogelsangstrasse 52, 8006 Zürich
Telefon 01/361 26 06, Telefax 01/363 70 05

Max Rychner

SELBSTKRITIK

Max Rychners Credo: innere Barrieren abbauen, denn nichts diskreditiert den Kritiker mehr als das Vorurteil. 1964 zieht Rychner in den «Schweizer Monatsheften» mit dem Essay «Selbstkritik» eine Bilanz seiner Erfahrungen.

Als kritischer Schriftsteller würde ich lieber von einem anderen Autor sprechen als von mir; aber auch ich will mich dem Selbstgericht stellen, begleitet von einer Leibgarde von Zweifeln, einer Bande, die sich vorerst gegen andere, schliesslich immer wieder gegen mich wendet. Ich sagte: kritischer Schriftsteller, denn im Anfang war die Lust zu schreiben; sie hatte sich entzündet an der Lust des Lesens.

Mit fünfzehn Jahren erfüllte mich Liebe zu unserer Sprache, in einem schnellen Augenblick sich erkennend, an einem Abend bei der Lektüre von Hebbels «Judith». Später erfuhr ich, das sei kein Text ersten Ranges, ich hätte mich besser vom «Faust» überwältigen lassen. Was half mir diese zu spät ankommende Schulmeisterei, da der Blitz, wenn auch unbefugterweise, bereits in mir gezündet hatte! Etwas von der Knetbarkeit, der Verfügbarkeit, der Denkbarkeit der Sprache war mir aufgegangen; mein Ich hatte sich in ihrem Nichtich auf einer nun fälligen Stufe neu gegründet und stürzte sich von da aus mit Selbstvertrauen in Abenteuer des Entdeckens. Damals hörte ich Thomas Mann vorlesen; der sentimentalische Lyrismus seiner Darstellung des sentimentalischen Dichters Schiller in dem Prosastück «Schwere Stunde» ergriff mich, überzeugte mich von einer hochgegründeten Moralität der Kunst. Je feiner und zahlreicher die Differenzierungen im Bewusstsein des Ausdrucks, desto authentischer spreche der Genius der Sprache, lernte ich am Beispiel Thomas Manns, der damals achtunddreissig war und von uns in der Schule gelesen wurde wie ein Klassiker. Bei Flaubert lernte ich es ebenso, bei Nietzsche auch.

Mir selbst überlassen, machte ich mich mit siebzehn, um mich sicher auf den Grund der Dinge zu stellen, an die Philosophen, zunächst an Leibniz, eifrig und

unberaten, hochgemut der Blamage entgegen gehend. Aus Gründen, die mir entfallen sind, reizte die Monadologie den Geist des kritischen Widerspruchs in mir, so dass ich in der Überzeugung, ein Denker zu sein, der endlich dem Wahnen in der Welt zum Sieg verhelfe, mehrere schwarze Hefte vollschrieb mit Widerlegungen des Philosophen, dessen bedauerliche Irrlehren ich in allen Köpfen herrschend glaubte. Missen möchte ich jene Wochen erfüllenden Eifers nicht, als ich unzulänglich begabt und gerüstet, historisch gesehen an belanglosester Stelle mit Kampfgefuchtel antrat, wo es nichts mehr zu kämpfen gab – es sei denn in mir, in dem geschichtlichen Prozess meiner Person. Eine gewisse scharfe Entschiedenheit des Tones glaubte ich der Grösse der Sache und ihres Vertreters schuldig zu sein, etwa: «*Unbegreiflicherweise begründet Herr Leibniz die Annahme der Fensterlosigkeit seiner Monaden im Widerspruch zu früher Gesagtem... usw.*» An Sätze, die blitzen sollten von rechthaberischem Scharfsinn, glaube ich mich ungenau und ungern erinnern zu können, wobei ich heute nur hoffen kann, damals bei aller Kritik nicht gegen die Ehrerbietung vor dem grossen Manne verstoßen zu haben; es täte mir leid.

Bei kritischen Jugendsünden blieb es natürlich nicht. Als Leiter einer Zeitschrift hatte ich noch jung Gelegenheit, mich für Autoren einzusetzen, die mir wichtig waren und es andern werden sollten. Darunter waren Deutsche, Franzosen, Angelsachsen, andere noch; ich hielt Ausschau nach manchen Seiten, nicht vergeblich, Freunde und Helfer machten mich aufmerksam auf die Sterne, die im Begriff waren, in ihre eigentliche Konstellation zu treten, am meisten unterstützten mich jene reichen zwanziger Jahre, die heute vergöttert, verketzert, ignoriert oder geplündert werden. Nenner jeder Erschei-

«Selbstkritik» erschien in der Januar-Ausgabe (H. 10) 1964 der «Schweizer Monatshefte», S. 1096–1099.

nung damals war der Begriff Krisis: Krisis der Wissenschaft, Krisis der Künste, der Theologie, des Kapitalismus – es gab rauschhaftes oder berechnendes Infragestellen und Inzweifelziehen alles Geglubten und Gewussten, ohne Vorstellungskraft für die Konsequenzen all der Umwertungen und Abwertungen, mit denen so viele befasst waren, im Vollgefühl, Pioniere einer guten Macht zu sein, der alle dienen wollten und die von allen «Die Neue Zeit» genannt wurde, von den Revolutionären, den Reaktionären und den wenigen Gemässigten. Alle Krisen wurden von 1931 an im Deutschland der Weimarer Republik übertrumpft von der Wirtschaftskrise mit ihrer Arbeitslosigkeit.

Gab es noch Kunst? Es gab noch Kunst, auf allen Gebieten; es gab auch inmitten der freigesetzten politischen Leidenschaften und ihrer böse vereinfachenden Parolen noch Kritik, die in einer Erscheinung wie zum Beispiel *Walter Benjamin*, auch andern, dogmatische Gebundenheit mit feinsten Differenzierungen im Betrachten und Bedenken des Kunstwerks zu verbinden imstande war. Wie kann der Historiker den Druck fühlbar machen, der zu einer bestimmten Zeit auf den Menschen lastete, etwa «die grosse Angst», die vor Ausbruch der Revolution Frankreich durchlief, oder die Depressionen und Zorneswellen, die 1932 über Deutschland hinweggingen, dicke Luft, Katastrophenluft? Es ist schwierig, ausserhalb der Dichtung wohl nicht möglich; in *Büchners* «Danton», *Hauptmanns* «Florian Geyer» ist es geleistet.

Ich muss von diesen Dingen sprechen, denn ich lebte in den Jahren ihres Sterbens in der Weimarer Republik, mitgenommen in jedem Wortsinn. Anfang der dreissiger Jahre hatte mir *Franz Blei* in Berlin gesagt, auf drei Erzähler komme es derzeit an, sie überragten alle anderen. Er nannte sie, und siehe, alle drei waren wie er Österreicher: *Musil*, *Broch*, *Gütersloh*. Lokalpatriotische Befangenheiten musste man bei dem in allen Kulturen und Zeiträumen bewanderten Franz Blei nicht befürchten, zudem war er in der Literatur ein geborener Entdecker; er freute sich, für diese drei in Deutschland nahezu Unbekannten eintreten zu können, und er tat es überzeugt, ohne mir seine Überzeugung aufdrängen zu wollen. Die drei Namen waren mir

Max Rychners Werke

Europäische Literatur zwischen zwei Weltkriegen. Zürich 1951.
Zeitgenössische Literatur. Charakteristiken und Kritiken. Zürich 1947. *Welt im Wort. Literarische Aufsätze*, Zürich 1952. *Sphären der Bücherwelt. Aufsätze zur Literatur*, Zürich 1952. *Arachne. Aufsätze zur Literatur*, Zürich 1957. *Antworten. Aufsätze zur Literatur*, Zürich 1961. *Zwischen Mitte und Rand. Aufsätze zur Literatur*, Zürich 1964. *Aufsätze zur Literatur*, hrsg. von Walter Meier, Zürich 1966.

Gedichte:
Freundeswort, Zürich 1941. *Glut und Asche*, Zürich 1946.
Die Ersten, Ein Epyllion, Zürich 1949.

Aphorismen:
Lavinia oder Die Suche nach Worten, Erato Presse im Agora-Verlag, Darmstadt 1962.

geläufig, doch nur als Namen, ohne dass ich damit eine Vorstellung von Werken verbinden konnte. Ich hatte sie nicht gelesen, dabei war es mir klar, dass ich sie hätte lesen sollen; ein unbequemes Gefühl des Unrechts lag in mir und strafte mich, nicht nur weil ich nicht gelesen hatte, sondern weil ich zu lesen versucht hatte und dabei gescheitert war...

Der erste Band von Musils «Mann ohne Eigenschaften» hatte in meinen Händen, vor meinen Augen gelegen; ich begann mit Lesen Seite eins, Zeile eins, und bewegte mich langsam vorwärts, genau in gleicher Weise in dem ersten Band von Brochs «Schlafwandlern». In beiden Fällen kam ich nicht durch, ich blieb stecken, gab auf, weil mich mein Interesse, diese von mir noch unaufgeklärte Macht, nicht weiter im Text vorantrieb. Dabei regte sich, wie gesagt, Schuldbewusstsein in mir, das indessen auch Gründe der Selbstrechtfertigung mobilisierte. Da versagte ich also, dachte ich, fragte mich aber ebenfalls, ob das Versagen ganz und ausschliesslich auf meiner Seite sei. Von der ersten Seite an hatten mich Thomas Mann, *Kafka*, *Proust*, *Joyce* gepackt und mit sich gezogen; ja beim «Ulysses» war man lesend an eine Grenze geführt worden, von der aus es schwierig war, zu andern formal nicht so erfinderisch gebauten Romanen zurückzufinden. Ein kühner und geistvoller Bau wie der «Ulysses» hat die gleichzeitigen und bald nach ihm folgenden Romane an Wirklichkeit vermindert; die Zeit seiner Handlung – ein Tag des Jahres 1904 in Dublin – war gegenwärtiger als sozusagen alles, was erzählend an Zeitproblematik 1930 dargeboten wurde. So war es ebenfalls mit Proust; er war gegenwärtiger, mächtiger als die Späteren. Möglich, dass von diesen epischen Gewalthabern meine Aufmerksamkeit dermassen geprägt worden war, dass sie an neuen Erscheinungen sich nicht mehr so gierig auf ihre Wahrnehmungsbeute einzustellen vermochte, deshalb auch, weil das Hitlerwesen die Weltbühne mit seinem die Musen erschlagenden Getöse erfüllte.

Oder ist es so wie *Sainte-Beuve* angenommen hat, nämlich dass jede Person nicht nur genealogisch, sondern auch geistig einer gleichgestimmten Sippe angehört und nur zu den verwandten Geistern eine echte Beziehung erlangt? *Similes*

similibus: ich würde dann eben einer anderen Geistessippe angehören als Musil und Broch, wäre ausgeschlossen aus ihrer Welt und hätte das hinzunehmen. Solche spontan sich offenbarende Zugehörigkeiten sind gewiss von Bedeutung; ihre Einschränkungen der Freiheit aufgrund angenommener naturwissenschaftlicher Gesetzmässigkeit war mir allerdings ein peinlich zu tragender, unglaublich dicker Erdenrest; ich erlebte in diesem Fall vor allem meine Unzugehörigkeit, das heißt meine Grenzen: Da waren künstlerische oder geistige Sphären, die mir keinen Zugang freigaben, die mich fern haben wollten, draussen in einer Zone der Fremdheit. Warum diese zwei? Warum zwei auf einmal? Warum gab es keine Bekehrung, keinen plötzlichen Durchbruch höherer Einsicht, keine Umwertung in mir? Zu falscher oder richtiger Urteilsbildung war es gar nicht gekommen, da ein früher, also vorkritischer Vorentscheid gefallen war, der mich die Wirklichkeit zweier Dichter hatte verfehlten lassen. Ich fühle eine Art Schuld, oder Mitschuld, weiß aber nicht, auf welchen Erkenntnissen jene Selbstvorwürfe zu formulieren wären, die mich über diesen toten Punkt, das heißt über den Irrtum hinausbrächten, oder dann zu einer

höheren Bewusstheit seiner Berechtigung. In jener Aktualität, die ich versäumt habe, wird sich der Fragenkomplex wohl nicht mehr stellen. Ich muss mir auf andern Feldern Mühe geben.

Mangelhafte Erkenntnis eines Kunstwerkes, eines Autors, deutet darauf hin, dass der Kritiker mit mehr als einem blinden Fleck auf der Netzhaut auch vor das zusammengesetzte Gebilde der deutschen Literatur, der englischen usw. Literatur, der Weltliteratur hintritt – dabei glaubt er, eine Gesamtauffassung einzelner Literaturen und des umfassenden Wesens Literatur überhaupt zu haben. Ja, ohne das latente Bewusstsein, an einer sich entwickelnden Ganzheit des Eigensprachlichen mitzuwirken, blieben ihm Lust und Wille zur Mitverantwortung unerweckt. Innerhalb der Literatur gibt es Autoren und Tendenzen, die er nicht kennt, kaum gewahrt, zu wenig bedenkt. Die schönste Formel für eine nicht geglückte Beziehung zu einem grossen Dichter stammt von dem französischen Kritiker *Charles Du Bos*. Goethe, sagte er, sei der schönste unter den ihm Fremden, «*le plus beau de mes étrangers*». Dennoch hat er das Menschenmögliche getan, dem schönen Fremdling näherzukommen. Solches Verhalten bleibt musterhaft. ♦

Mangelhafte
Erkenntnis eines
Autors deutet
darauf hin, dass
der Kritiker mit
mehr als einem
blindem Fleck
auf der Netzhaut
auch vor das
zusammen-
gesetzte Gebilde
der Weltliteratur
hintritt.

SPLITTER

Zweifel muss nichts weiter sein als Wachsamkeit,
sonst kann er gefährlich werden.

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG: SUDELBÜCHER F 447.

Kurt Marti,
1921 in Bern geboren,
studierte dort und in
Basel Theologie; von
1961 bis 1983 Pfarrer
an der Nydeggkirche in
Bern, Mitbegründer der
«Erklärung von Bern»
und der «Gruppe Olten». Martis umfangreiches Werk umfasst Erzählungen, einen Roman, Gedichte, Tagebücher und Essays. Ehrendoktor der Theologischen Fakultät der Universität Bern. Zahlreiche Preise, u.a. «Grosser Literaturpreis des Kantons Bern». «Im Sternzeichen des Esels» (Nagel und Kimche, Frauenfeld) wurde 1995 «Buch des Jahres». 1996 erschien im gleichen Verlag eine von Kurt Marti und Elsbeth Pulver zusammengestellte Werkauswahl in fünf Bänden.

ERINNERUNGEN AN MAX RYCHNER

Die deutschsprachige Lyrik verdankt Erika Burkart und Kurt Marti wichtige Impulse. Ist Kurt Marti einer der wenigen genuinen Lyriker, der sich nicht auf ein Thema oder eine Form beschränkt, so steht Erika Burkarts Werk für ein grosses landschaftsschützerisches Engagement, das von einem sehr persönlichen Ton getragen wird. Beide gehören zu jener Generation junger Autorinnen und Autoren, denen Max Rychner in der «Tat» ein Forum bot, wo erste Gedichte oder literaturkritische Essays publiziert werden konnten. Rychners generöse Empfehlungen, seine «Winke» und behutsamen Kritiken waren bedeutende, von seiner tiefen Menschlichkeit ausgezeichnete Begegnungen, die zwar zumeist mit der Mittelbarkeit eines Briefwechsels vorlieb nehmen mussten, aber ihren ganz besonderen Stellenwert im Leben Erika Burkarts und Kurt Martis behalten haben.

MAX RYCHNERS WINKE

Das Bild von Max Rychners Handschrift hat sich mir für immer eingeprägt: elegant, zügig – und vor allem höflich, was besagen will: mühelos lesbar! Stets reagierte er – ein weisser Rabe unter Feuilletonredaktoren – auf Textzusendungen und Briefe fast postwendend. Und immer eben in klar-schöner Füllfeder-Schrift.

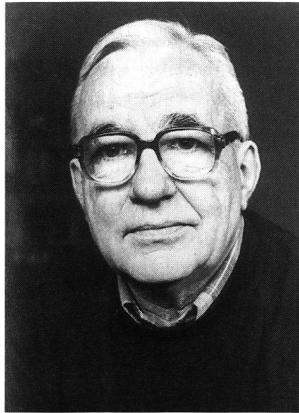
Was hatte mich überhaupt bewogen, man schrieb das Jahr 1947, Max Rychner zwei Gedichtversuche zu schicken? Die simple Tatsache, dass ich ihn für den damals kompetentesten Literaturkenner hielt. Seine kurze Tätigkeit an der Berner Tageszeitung «Der Bund» war mir, dem Stadtberner, in der Erinnerung haften geblieben als literarisch lichtvoll und horizontweiternd (1937–1939). Leider scheint man beim «Bund» Rychners Bedeutung verkannt zu haben. Die Strafe folgte seinem Weggang auf dem Fuss: Das «Bund»-Feuilleton stürzte für einige Zeit ab in dumpfe und oft auch lächerliche Provinzialität. Um so mehr Anregung bot dafür nun, unter Rychners Leitung «Die literarische Tat» in Zürich. Auf vergleichsweise kleinem Raum informierte sie über die literarischen Tendenzen und Ereignisse der Gegenwart. Keine Frage also: Wer sonst ausser Rychner hätte besser beurteilen können, wieviel meine Gedichtversuche wert waren oder wie wenig sie allen-

falls taugten? In einem Anfall von Mut machte ich meine literarische Zukunft oder Nicht-Zukunft deshalb vom Urteil Max Rychners abhängig. Sein Antwortbrief – er kam prompt, wie gesagt – stimmte mich sogleich euphorisch, begann er doch mit dem Satz: «Sehr geehrter Herr Marti, unter den vielen Gedichten, die ich erhalte, haben mir die Ihren jenen elektrischen Schlag mitgeteilt, auf den ich meist vergeblich warte.» Im weiteren schrieb er, da ich ihn offenbar um Ratschläge gebeten hatte: «Üben und genaues Lesen werden Sie weiterbringen als meine armen Winke.» Dennoch enthielt er mir die «armen Winke» nicht vor und empfahl die Lektüre poetologischer Arbeiten von E. A. Poe, Rilke, Valéry, Hofmannsthal.

Danach gingen, in meist grossen Zeitspannen, doch über viele Jahre hin, Briefe und Texte hin und her. Rychner scheute Kritik keineswegs, lehnte auch ab, was ihm von der Benn'schen Verswelt zu wenig abgenabelt vorkam oder nicht dichterisch zwingender Notwendigkeit entsprungen zu sein schien. Den bei aller Entschiedenheit freundschaftlich vorgebrachten Aussetzungen und stets wohl begründeten Zurechtweisungen verdanke ich mindestens ebenso viel wie dem ermunternden Lob.

Persönlich bin ich Rychner nur ein einziges Mal begegnet. Es muss wohl 1960 ge-

Kurt Marti
© Eduard Rieben



wesen sein. Ich lebte damals im Aargau, und Rychner war für einen öffentlichen Vortrag nach Lenzburg gekommen. An seine Erscheinung, an sein ausdrucksvolles Gesicht erinnere ich mich hingegen noch genau. In kleinem Kreise sass man nachher noch bei einem Glas Wein zusammen, der Referent natürlich im Mittelpunkt, kontaktfreudig, heiter, urban – so wie ich ihn mir aufgrund unserer Korrespondenz und seiner Handschrift auch vorgestellt hatte: Eine kompakte, ihrer Fähigkeiten und Grenzen bewusste Persönlichkeit.

Von der Lenzburger Begegnung abgesehen blieb die Beziehung jedoch wegen seiner intensiven beruflichen Beanspruchung eine briefliche. Vielleicht am schönsten zeigte sich Rychners Souveränität und Noblesse, als ich ihm 1956 einen Aufsatz über *Eugen Gomringer* eben er-

schiene «Konstellationen» anbot. Seine Reaktion: «Ich bin gerne bereit, Ihren Aufsatz über Gomringer abzudrucken. Er ist von so grossem Ernst getragen, dass er ein Recht darauf hat.» Dann aber erklärte er, weshalb er das Rezensionsexemplar der «Konstellationen» unwillig zurückgeschickt hatte und Gomringers konkrete Poesie für eine Sackgasse hielt. Der Brief schloss mit den Worten: «Dichtung kommt aber aus der Fülle, nicht aus dem Mangel an allem, was ihr Wesen ausmacht: das ist meine Überzeugung. Im letzten Sommer habe ich Benn besucht – der ist doch, mit G. verglichen, ein Gigant.» Ungeachtet dieser vehementen Ablehnung durfte der Artikel in der «Tat» erscheinen, es könnte der allererste über Gomringer gewesen sein, dank Max Rychners generöser und vorbildlicher Fairness. ♦

MAX RYCHNER, SPIRITUS RECTOR

Erika Burkart,
geboren in Aarau,
arbeitete von 1942 bis
1952 als Primarlehrerin,
schreibt seit 1942 Gedichte; mehrere Preise,
darunter der Meersburger Droste-Preis und der
Mozart-Preis. Zuletzt
erschienen beim Zürcher
Ammann Verlag 1994
der Roman «Das Schimmen der Flügel» sowie
zu Beginn dieses Jahres
der Gedichtband «Stille fernster Rückruf» (ebenfalls bei Ammann).

Meine ersten Versuche, Gedichte zu schreiben, fallen ins Kriegsjahr 1942. Eine bedrückende Zeit. Ich amtierte als Vikarin an aargauischen Volksschulen (Schülermindestzahl selten unter 40). – Ausschliesslich meine Mutter hatte Einsicht in meine Arbeiten. Nach 25 liess ich auch den Freund teilnehmen, einen Deutschen, der vor den Nazis in die Schweiz geflohen war. Zur Zeit unserer Freundschaft besorgte er im Interniertenlager Murimoos die Büroarbeiten. Ludwig, ehemals Theaterintendant, interessierte sich für Literatur. Ohne mein Wissen schickte er einige meiner Gedichte an Max Rychner, den damaligen Redaktor der «Literarischen Tat». Es erfolgte eine freundliche Antwort, die Ludwig mir nicht vorenthielt. Fortan wagte ich es, Max Rychner von Zeit zu Zeit eine Arbeit zu unterbreiten. Schriftlich lud er mich ein, ihn auf der Redaktion in Zürich zu besuchen.

Nachdem sich das Landkind in dem grossen Haus durchgefragt hatte, wurde es herzlich empfangen. Rychner setzte sich

wieder an den Schreibtisch, ich sass ihm gegenüber, sofort fielen mir die weiten dunklen Augen auf, Goethe-Augen, dachte ich: heitere Scharfsichtigkeit mit einem Anflug von Trauer. Das schon damals momentweise von Leiden fein verschattete Profil drückte geistvolle Güte aus; dennoch war mir elend zumute, keines Wortes mächtig muss ich auf der Kante des zugewiesenen Stuhls gesessen sein, schüchtern wie ein vergelsterter Vogel. Rychner bot mir Schokolade, dann eine Zigarette an. Mit schelmischem Ernst sagte er ohne Spott: «I bi kei Bölima.» Dem folgte beiderseits ein Lachen. Ich erzählte von meiner Mutter, er von der seinen. Anmutig sei sie, seine Mama, zierlichen Wuchses und schön. (Ob sie damals noch lebte, ist mir nicht erinnerlich.) «In einem der Bücher ihrer Bibliothek bin ich als Kind auf folgende Zeilen gestossen (er zitierte):

Das Angenehme dieser Welt hab ich genossen,
Der Jugend Freuden sind wie lang! wie lang! verflossen.
April und Mai und Junius sind ferne,
Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne.

Das Kind, das ich war, fühlte sich nachhaltig betroffen. Es war dieses späte Hölderlin-Gedicht meine Initiation in die Kunst der Dichtung. Durch alle Jahre hat es mich begleitet. Damals hat mich zum erstenmal der eisige Hauch angeweht, der Widersacher hatte mich angeblickt. Das Kind war der Zeit, war dem Tod begegnet.» Annäherndes, äusserte ich, sei mir bei der ersten Lektüre von Goethes «Erlkönig» widerfahren.

Im Verlauf des Gesprächs machte mich Rychner auf Eliots «Vier Quartette» sowie auf die Gedichte von Paul Valéry aufmerksam. Der «Cimetière marin», rühmte er, sei von Rilke meisterlich übertragen worden. Er entliess mich mit dem Satz: «Mit schmalen Büchern kommt man durch die Jahrhunderte.» Fortan wechselten wir kurze Briefe.

Als es mir einst gelang, in einem Herbstgedicht eine von Rychner beanstandete, schwache Stelle zu eliminieren, indem ich die betreffende Strophe radikal umschrieb, bekundete der Kritiker anerkennende Freude, war er doch auch offen für Arbeiten von Autoren, die darauf verzichteten, das «Material» restlos in die Form eingehn bzw. aufgehн zu lassen. So der ästhetische Anspruch, den Max Rychner stellte, seine eigene Lyrik betreffend. (Ich verweise auf «Anmerkung zum Entstehen» in «Glut und Asche», Manesse Verlag, Zürich o. J.: «Form entsteht, wo entmaterialisiert wird.»)

Ich sah Max Rychner wieder in Sins. In der von Carl J. Naef geleiteten «Lesegesellschaft» las er einen Essay über Alexander von Humboldt. Es erschienen 14 Gäste. «Mehr als bedauerlich», entschuldigte sich Naef nach der Lesung, worauf Rychner entgegnete, er sei beeindruckt, ja gerührt, dass sich in einem abseitigen Dorf an

einem kalten Winterabend 14 für geistige Nahrung bereite Menschen eingefunden hätten.

Während des Leseabends hatte es geschneit. Bevor wir unser einsam gelegenes Haus betraten, wo wir das Gespräch fortzusetzen gedachten, wünschte Rychner Garten und Umfeld zu sehen. Watend im hohen Schnee, gingen wir um das hochragende, in der Dunkelheit zu einem Keil sich verjüngende Giebelhaus herum, der Himmel hatte sich aufgeklärt, Sterne schienen über dem weissen Dach. In der warmen Stube bewirtete meine Mutter den verehrten Gast und den Freund Naef. Naef, der seine Studien mit einer Dissertation über Hofmannsthal abgeschlossen hatte, brachte das «Buch der Freunde» zur Sprache, im Wissen, wie sehr Rychner Hofmannsthal schätzte und liebte. Rychner erkundigte sich nach einer von mir bevorzugten Aufzeichnung. Aus dem Buch, das, im Büchergestell neben dem Schreibtisch, stets zur Stelle war und ist, las ich:

«Wo ist dein Selbst zu finden? Immer in der tiefsten Bezauberung, die du erlitten hast.»

Auf ihr Eigenstes verwiesen, schwiegen die Anwesenden, um nach einer Weile des Insichseins Erinnerungen an Menschen, Lektüren, Landschaften mitzuteilen. Es wurde Mitternacht.

Wäre mir heute ein Gespräch mit Max Rychner vergönnt, wünschte ich, mich mit ihm über den ihm wahlverwandten gnomicischen Denker Lichtenberg zu unterhalten, den er, der liebende Leser, mit einem unvergesslichen Gedenkwort geehrt hat im Manesse-Band «Aphorismen» von Georg Christoph Lichtenberg. Herausgegeben von Max Rychner. ♦

Erika Burkart
Photo: Isolde Ohlbaum



SPLITTER

Ein Abend

Funken und Schatten. Ihr Liebestanz. Archipele von Licht. Licht in Garben, über Wasser und Erde gehauchte Farben, des nicht zu Wortenden Asonanz.

aus: ERIKA BURKART, «Stille fernster Rückruf», Gedichte, Ammann Verlag Zürich 1997.

DIE WAHRE, DIE TÄTIGE, DIE PRODUKTIVE FREUNDSCHAFT

Claudia Mertz-Rychner,
die Tochter Max Rychners, studierte in Zürich und London Germanistik und Geschichte. Lektorin, freiberufliche Tätigkeit als Übersetzerin aus dem Englischen (Somerset Maugham, Agatha Christie) und Herausgeberin von Briefbänden (Hugo von Hofmannsthal, Carl J. Burckhardt, Max Rychner).

Für Max Rychner war Freundschaft ein selbstverständliches Lebenselement. 1941 veröffentlichte er seinen ersten Gedichtband «Freundeswort», 1965 schloss er seine letzte Arbeit «Meine Schweiz» mit einem Gottfried Keller-Zitat «Freundschaft in der Freiheit».

Schon der junge Redaktor der «Neuen Schweizer Rundschau», den Sprach- und Landesgrenzen nicht einengten, verliess sich auf sein Gespür für die geistigen und persönlichen Affinitäten und vermittelte in seiner Zeitschrift mit Paul Valéry, Ortega y Gasset, Hofmannsthal, Ernst Robert Curtius, T.S. Eliot europäische Kultur. «Das gehört doch zur geistigen Raumbildung: wenn ein paar Suchenden das Glück des Findens beschieden ist, und das nicht bloss in transzendenten Sphären, sondern hier unten in menschlichen Gefilden», schrieb er 1927 in einem der frühesten Briefe an Carl J. Burckhardt.

Dieses Suchen und Finden und mit geistreichen Feuerchen im mündlichen oder brieflichen Gespräch das Zentrum der produktiven Kraft herauszufordern, hat Max Rychner bis zuletzt als wichtige Aufgabe gesehen, dafür steht ein Name wie Paul Celan. Freundschaft konnte Nähe und gemeinsames Lachen sein, aber auch Anerkennung einer gewünschten

Distanz wie bei Robert Walser (der vor einem Besuch geflohen war) oder Gottfried Benn.

In der «Begegnung von Angesicht zu Angesicht» wird ein Mensch dem anderen zum Buch, in dem er liest und dadurch «in seinem Eigensten zur Teilnahme angeregt wird, zu allem, was zwischen zweien gemeinsam ist und dazu gemacht werden kann. Ein wechselseitiges Herüber und Hinaüber hebt da an, beginnend im Elementaren der Sympathie». Hier ist Begegnung in Goethescher Diktion exemplarisch überhöht – es ist eine Huldigung Max Rychners an Goethe, durch den er, dankbar eingestanden, die grösste Bereicherung seines Lebens erfahren hat.

Die Freude am freundschaftlichen Gespräch mit dem Zuwerfen aller lustigen und ernsten Bälle entfaltete sich für Max Rychner im Freiraum eines Redaktionsbüros oder eines Wirtshauses. So traf sich die legendäre Freitagsrunde zu strengen Leseexerzitien und fröhlichem Beichern im Zürcher Odeon.

Max Rychner sah seinen Beruf nicht in erster Linie darin, eine Fülle von Neuerscheinungen zu beurteilen oder gar abzuurteilen: Er verstand sich als Mittler zwischen Autor und Leser, beiden gewogen, beiden hilfreich. ♦

Literaturauswahl:
Erwin Jaeckle, Die Zürcher Freitagsrunde, Hans Rohr, Zürich 1975.
Erwin Jaeckle, Zeugnisse zur Freitagsrunde, Hans Rohr, Zürich 1984.
Siebert Werner, Max Rychner-Bibliographie, Paul Haupt, Bern 1986.

François Bondy

VERANTWORTUNG FÜR DAS ZITAT

In der Monatszeitschrift «Prouves», die ich 19 Jahre in Paris herausgegeben habe, war Emmanuel Berl, seinerzeit als politischer Schriftsteller und Historiker bekannt, regelmässiger Mitarbeiter. Am Ende seines Beitrages im September-Heft 1962 schrieb Berl: «Es ist bedauerlich, dass Goethe nicht an jenem Tag von Aphasia geschlagen war, als er sagte, dass er eine Ungerechtigkeit einer Unordnung vorzöge.» Darauf schrieb mir Max Rychner – in einem der mehr als dreissig Briefe, die ich zu jener Zeit von ihm erhielt – folgende Richtigstellung, die Berl sehr ungnädig aufnahm.

Zürich, 7. September 1962
Hadlaubstrasse 20

Lieber Franzl,

Dein Brief hat mir zunächst einfach als solcher, als Deiner und sodann als Brief, qua epistola, Freude gemacht, diese sogleich steigernd durch die Offenbarung, dass Du, natürlich, auf der richtigen Spur bist, was den Ausspruch Goethes betrifft.

Aber auch melancholisch machten mich die (wie immer) wenigen Zeilen. Da ist nun wieder einer dieser Vorkämpfer für Wahrheit und Gerechtigkeit, ja sogar justice, dem es nicht das mindeste ausmacht, Goethe gegenüber eine Ungerechtigkeit zu begehen und von der Wahrheit gerade soviel oder sowenig zu sagen, dass sie einen unwahren Sachverhalt vorspiegelt. Welch paradoxe Wesen sind auch die Menschheitslehrer!

Goethe erzählt einen Vorfall bei der Belagerung von Mainz (nach der Kampagne in Frankreich), wo er unter Lebensgefahr durch spontanes Eingreifen einen wohlgebildeten Mann vor der entfesselten Volkswut gerettet hat, vor der Volksjustiz also. «Habt ihr nicht darüber nachgedacht, dass man durch Selbstrache sich schuldig macht...?» Vorwurf des Volkes: «Haltest ihn an! Schlagt ihn tot! Das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Domdechanei geplündert und nachher selbst angezündet hat!»

Auf den Vorwurf des anwesenden Engländer Gore, Goethe habe sich unnötig in Gefahr begeben und in eine Sache gemischt, die ihn nichts angehe, sagte dieser: «... ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.» Aber das war auf diesen Fall bezogen, und Ungerechtigkeit ist ironisch gemeint in Bezug auf die Volksjustiz. Also gerade das Gegenteil von dem, was man ihm in die Schuhe schiebt, hat G. gesagt. Fritz Strich, der Berner Lit.historiker, begegnete auch immer wieder der falschen Deutung (auch in der deutschen Publizistik), ärgerte sich darob und schritt schliesslich zu furchtbaren Gegenmassnahmen: er schrieb eine Abhandlung, die die Wahrheit über diesen Fall ins Weite tragen sollte. Mit Emmanuel Berl war er der Ansicht: «Dans ce domaine de la justice, le plus sacré de tous... dignité de l'individu... il faut restaurer ja Justice... distinction du juste et de l'injuste...» usw. Genau das dachte er auch.

Laß mich nun enden. Ich wende mich wieder Weinberl zu, für mich weit zuverlässiger als viele andere ein Lebensphilosoph, auch auch ein Rechtsdenker: «Dummer Pursch, du hast halt den Schlüssel wieder wohin geworfen, ohne zu schaun, obs sauber ist. Von Rechts wegen unterliegst jetzt einer Straf.» (Nestroy: Einen Jux will er sich machen)

Franz, bringe deinem Wasserberl sachte die Wahrheit bei. Er soll halt bei seinem gerechten Walten ein bißchen besser aufpassen. Sonst kriegt er Ehrverletzungsklagen aus dem Olymp.

Herzlich stets Dein
Max Rychner

Elazar Benyoëtz

EIN BRIEF MIT BRIEFEN, MAX RYCHNER BETREFFEND

Der Adelbert von Chamisso-Preisträger (1988) Elazar Benyoëtz kam 1963 nach Deutschland. Eine heikle Reise für einen Autor, der sich in Israel, seiner Heimat, als Lyriker bereits einen Namen gemacht hatte. Ziel des Studienaufenthaltes war die Gründung der *Bibliographia Judaica*, eine Zusammenstellung der gesamten von Juden in deutscher Sprache geschriebenen Literatur; das Erlernen der deutschen Sprache wurde zu einer zweiten, grossen Herausforderung. Es war die Sprache der Mörder seines Volkes, aber auch die seiner Eltern, mit denen er 1939 aus der Wiener Neustadt nach Palästina floh. Benyoëtz fängt an, auf deutsch Aphorismen zu schreiben. Max Rychner war der erste, der das Talent des jungen Israeli erkannte. Er entwickelte jene Sensibilität für die Besonderheit und Einmaligkeit einer Sprachsituation, die Benyoëtz auf seinem Weg in seine dichterische Identität stützte. Aus Jerusalem schrieb Benyoëtz an die «Schweizer Monatshefte» den folgenden Brief Max Rychner zum Gedächtnis.

1961 erscheinen Max Rychner's «Antworten»; in dem Aufsatz «Rahel» steht Verständnisvolles über das Judentum, schlägt ein Herz für die Juden, wacht ein klares Auge über den Ablauf der Geschichte. Kein Schwanken, kein Zögern, rein und trefflich. Unter anderem finde ich darin ein Wort alter Treue:

«Noch bei Margarete Susman, in ihrem immer wieder hervorzuhebenden Buch «Frauen der Romantik», erschienen 1929, kurz bevor Hannah Arendt das ihre begann (...).»

Dreissig Jahre vorher, am 5. Dezember 1929, schreibt Rychner an Carl J. Burckhardt: «Das literarische Ergebnis 1929 ist jammervoll (...). Ein sehr bedeutendes, sehr schönes Werk ist: Margarete Susman: «Frauen der Romantik». Welch geistreiche, intuitiv begabte und im Denken überlegene Frau! Voilà, une femme!»¹

Nicht anders als Margarete Susman war auch Rychner intuitiv begabt und wusste wie sie, das Kommende, als es sich gerade am Horizont abzeichnete, zu begreifen und zu begrüssen².

Am 19. März 1962 gratuliere ich Max Rychner zum Erhalt des Zürcher Literaturpreises, lege meine Übersetzung seines Gedichtes «Auf einem Heimweg»³ bei, schicke ihm meinen letzten (hebr.) Gedichtband, «als Zeichen meiner Hochschätzung»; bedanke mich für das Vergnügen, die seine Bücher mir bereiten und für alle Belehrung; schliesse mit der Hoffnung, dass auf das eine übersetzte Gedicht andere Übersetzungen aus seinem Werk folgen werden. Ich zeichne «In tiefer Verehrung.»

Diese Verehrung blieb unvermindert, doch kam hinzu: eine helle Freude um diesen Menschen herum, wie ich ihr nie wieder begegnete. Er wurde mir Bild und Begriff des sympathischen Menschen. Ehe ich ihm begegnet war, kannte ich nur Zu- und Abneigungen, entschieden, ohne Geräumigkeit und Verweilen. Das waren Geschenke Rychners an mich. Er hat alles nach seinem Gewicht erkannt und eingeschätzt, doch nahm er in der Begegnung alles ohne Schwere. Die seitliche Neigung seines Kopfes, als würde er links oder rechts hinhorchen.

Die helvetische Distanz, die er innehatte, liess er mich nie merken, seine



Elazar Benyoëtz

1 Carl J. Burckhardt/
Max Rychner, Briefe
1926–1965. Frankfurt
am Main 1970, S. 33.

2 Es ist mir eine Genugtuung festzustellen,
dass auch Margarete
Susmans Werke eben
jetzt wieder, in einem
neuen Gewande, für
eine neue Generation zu
erscheinen beginnen:
Das Buch *Hiob* und das
Schicksal des jüdischen
Volkes. Frankfurt am
Main, Jüdischer Verlag
bei Suhrkamp, 1997.

3 Aus *Glut und Asche*,
das erste Buch Rych-
ners, das ich in Tel Aviv
antiquarisch erworben
hatte.

Augen sprachen: Du kannst mir nichts vormachen, doch bitte – versuch's!

Öffnete er seine Augen, war's, um alles schon gesehen zu haben. Zu Hause nahm er die Dinge unter die Lupe und schrieb nur «bei näherem Zusehen». Grossherzig war er, aber nicht verschwenderisch; es war ihm um jedes Wort schade, wenn's nicht gefunkelt oder bunt geschillert und geogoethet hatte.

«Wenn Rychner irgendwohin schaut, ist es eine Richtung, nimmt er sich etwas vor, wird daraus ein Mass», steht in meinem Tagebuch 1963.

Am 29. März 1962 bedankt er sich für meine Übersetzung, teilt mir mit, dass er in seinem Blatt «Die Tat» Gedichte von mir bringt.

Bilderbogen, Tagebuch

Ich stelle eben fest, dass ich in meinem Tagebuch Gespräche mit Rychner aufgezeichnet habe, öfters nur stichworthaftig.

Was mich an Kraus enttäuschte, sagt Rychner, war sein dürftiges Repertoire: Shakespeare, etwas Goethe, Nestroy, Offenbach, Liliencron, Wedekind, Lasker-Schüler, damit war sein Repertoire schon ziemlich erschöpft.

Er verzeiht Kraus nicht, dass er Leopold Liegler hinausgeworfen hatte, als dieser ihm zum 50. Geburtstag eine neue Nestroy-Ausgabe verehren wollte – weil er sich «erdreistete», Nestroy der neuen Rechtschreibung anzugeleichen. «Die Engstirnigkeit des «Rabbi Kraus!» rief Rychner. Trotzdem: Kraus ist und bleibt für ihn ein starkes Jugenderlebnis, und es schmerzt ihn, wann immer er ihn angegriffen sieht oder selbst antasten muss.

Gottfried Benn: Auf jeder von ihm geschriebenen Seite steht der ganze Gottfried Benn.

Über Celans Übersetzungen: sprachschöpferisch und glänzend, zuweilen aber dunkler als das Original.

«Tagore und seine schönen Söhne waren so schwarz, dass mir zum erstenmal die Farbe Schwarz ein- und aufging.»

Als ich gehen will, sagt Rychner: «Erinnern Sie sich, vor Ihrer Abreise habe ich Ihnen nahegelegt, Tagebuch zu führen, haben Sie meinen Rat befolgt? Mich reut es heute noch, dass ich diesen meinen Rat nicht selbst beherzigt habe. In meiner Jugend hatte ich

eine Zeitlang Tagebuch geführt; ich las Hebbels Tagebücher und bildete mir ein, ich könnte ein Ähnliches leisten. Als ich dann meine Eintragungen betrachtete, fand ich sie eitel und albern und vernichtete sie. Ich habe es nicht wieder versucht, und das war ein Fehler, ein Irrtum, denke ich nur an meine Begegnungen mit Hofmannsthal, Rudolf Borchardt, Valéry. Wie viel ist meinem Gedächtnis schon entschwunden, meiner Vorstellung. Ich schaue zurück und sehe einen lückenhaften Bilderbogen. Könnte ich zurückblättern, die Bilder wären noch alle da. Und die Worte. Ihre Tagebücher werden eine Fundgrube sein, eine Schatzkammer, eine unschätzbare Quelle.

Und wenn Sie wieder in Israel sind, grünen Sie ein Zeitschrift. Sie haben die Natur eines Entdeckers, den Weg, den Gang, die Rute.»⁴ (12. 6. 1963)

Ich habe alle Ratschläge Rychners immer ernstgenommen und befolgt, so weit es ging. Er hatte mir viel bedeutet und schon damit viel geholfen. Ich lasse nun seine Briefe folgen.

Ansichtskarte.
Zürich, St. Peter

Zürich, 22. Februar 1964

Lieber E. B. Schalom!

Über Nacht sind Sie entflogen, und nun kommen schon edle Gedichte von Ihnen! Dank. Sie werden hoffentlich wiederkehren, um Ihre grosse Forschung, ein Lebenswerk⁵, weiterzuführen. Wir sprachen neulich mit Annette Kolb über Sie, die Ohren müssen Ihnen geklungen haben. Schlagen Sie mit dem Saltenstab wie Moses an den Fels – es wird Ihnen gut ergehen.

Herzlich gedenkend, beide Rychners

Eine Brücke ist die Erbauung zweier Ufer

Im Nachlass Jacob Mittelmanns (1909–1975), Herausgeber des Bandes «Hebräische Meistererzählungen» in der Manesse-schen Bibliothek der Weltliteratur – befindet sich eine Karte von Max Rychner:

4 Die «Rute» war Anspielung auf einen schlanken Wurzelstock, der mich damals überall begleitete. Es schenkte ihn mir Frau Anna Katharina Wyler aus dem Besitz ihres Vaters, Felix Salten, der ihn angeblich von Hofmannsthal bekommen hatte. Der Stock war eine zeitlang sprichwörtlich.

5 Die «Bibliographia Judaica», für die ich damals – auch im Namen Max Rychners – geworben habe, und bald – von der DFG unterstützt – in Berlin gründen konnte. Das abgeschlossene Werk, 16 Bände stark, erscheint, unter der Redaktion von Renate Heuer, bei K. G. Saur in München.

6 Es ging um ein Vorwort zu einem Gedichtband von mir, Übersetzungen Jacob Mittelmanns und Paul Engelmanns enthaltend.

Vinzel, 26. Juli 1962

Sehr geehrter Herr Dr. Mittelmann,

Ihr Brief ist mir über mehrere Stationen gefolgt und hat mich hier eingeholt, in dem Haus Carl J. Burckhardts, das Sie hier in der Kohlenzeichnung des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss sehen. Benyoëtz: Ihre Anfrage ist für mich ehrenvoll, an die Stelle von Margarete Susman zu treten⁶ erst recht, aber ich kann diese Aufgabe doch nicht übernehmen – Gedichte leben so ganz aus der Sprache, dass ich es nicht wage, über Gedichte einer mir unbekannten Sprache auch nur das mindeste zu äussern. Auch die beste Übersetzung ist ja nur eine Brücke und nicht das jenseitige Ufer. Entschuldigen Sie mich, bitte auch bei Herrn Benyoëtz, der mir ganz reizend geschrieben hat und von dem ich Bedeutendes erwarte. Alle meine Wünsche!

Herzlich grüssend Ihr Max Rychner

Wie würde er auf meine deutsche Entwicklung reagiert haben?

Entzückt, verwundert, auch enttäuscht, denn was immer er von mir auch erwarten mochte, er hatte es von einem *hebräischen* Dichter erwartet.

Ansichtskarte.
Zürich, Limmatquai und Hochschulen

Zürich, 9. Dezember 1964

Lieber E. B.

Senden Sie Ihren Gedichtband vertrauensvoll, aber bitte erst im neuen Jahr. Dann will ich lesen und aufpassen und mich freuen und nörgeln.

Herzlich gedenkend der Ihre
Max Rychner und Frau

An diesem Punkt hatte er mich verlassen.

Im Moment des grossen Aufbruchs meines Lebens, da alles in mir in Aufruhr stand, weil ich den unerlaubten Weg nach Deutschland einnahm, schrieb mir Max Rychner einen schönen, hilfreichen Brief, den ich nicht vergessen kann und der Erinnerung anheimgeben möchte.

Von Elazar Benyoëtz erschien zuletzt der Aphorismenband: Brüderlichkeit. Das älteste Spiel mit dem Feuer, Hanser, München 1994, sowie in der Reihe «Herlinger Drucke» Entwirt, 1996 und Querschluss, 1996. Für August 1997 angekündigt bei Hanser ist Variationen über ein verlorenes Thema. 1989 erschien Clara von Bodman/Elazar Benyoëtz Solange wie das eingehaltene Licht, Briefe, 1966–1982, Hartung-Gorre Verlag, Konstanz. Hingewiesen sei hier auch auf die an der Universität Fribourg entstandene Dissertation: Christoph Grubitz, Der israelische Aphoristiker Elazar Benyoëtz, Max Niemeyer Verlag Tübingen 1994.

Zürich, 30. Januar 1963

Lieber junger Freund,

Wir haben mit Erstaunen festgestellt, dass Sie von Wien nach Köln geraten sind, einer Stadt, wo wir auch gelebt haben, sieben Jahre lang. Es scheint, Sie haben Heimweh, und dieser greuliche Winter ist dazu angekommen, von dem sanfteren Mittelmeerklima zu träumen. Waren Sie in München? In Stuttgart?

Ihre Sprachtheorie, dass die deutschen Dichter jüdischer Abstammung in der deutschen Sprache nie ganz daheim waren, macht mir schon darum Schwierigkeiten, weil die Nazi das behauptet haben. Wenn Sie aber das Problem vom Jüdischen aus erweitern und verallgemeinern, indem Sie sagen: der Mensch vermag nicht aufzugehen in der Sprache – jeder Sprache – weil er metaphysischen Wesens und in seiner eigenen Schöpfung nicht die endgültige bergende Heimat finden kann, wenn Sie es so meinen, bin ich schon eher einverstanden. Das Dichten, d.h. das Formgeben in der Sprache, wäre dann eine Annäherung an etwas Aussersprachliches: alle religiöse Dichtung, das heißt alle Dichtung in ihrem Ursprung war sich dessen auf ihrer Stufe bewusst.

Ihr Muttersprachkomplex, von dem Sie schreiben, ist mir begreiflich: ich möchte Ihnen nur raten: schreiben Sie, dichten Sie täglich etwas in Hebräisch – es braucht nicht für die Ewigkeit zu sein, sondern für die Stunde, wo Sie die Nähe zur Muttersprache nur aktiv, nur schöpferisch zurückgewinnen können.

In Ihrer Nähe, Düsseldorf, kam Heine zur Welt, der Jahrzehnte in Paris, in fremder Umgebung lebte und seine Dichtersprache dagegen behauptet hat. Er ist ein Vorbild, ist es auch dafür, dass etwas im Menschen die Sprache, das Sagbare transzendent.

Schicken Sie uns keine Blumen, sondern raffen Sie bei guter Laune Ihre Finanzen zusammen, laden Sie einen guten Menschen zu einem Nachtessen oder einem Kaffee ein und denken Sie an uns.

Was macht Ihr Plan? (Die Anthologia Judaica). Kommen Sie auf der Heimfahrt wieder nach Zürich? Tun Sie es, wir werden uns freuen!

Seien Sie nicht traurig, Ihre Jugend verlangt von Ihnen auch Freude!
Schalom!

In herzlichem Gedenken grüssen wir Sie, meine Frau und ich,
der Ihre Max Rychner



TITELBILD

KINDER IM BERGDORF

Eine typische Alltagsszene aus den Schweizer Alpen, könnte man meinen, aufgenommen von einem Touristen: Kinder im Bergdorf. Doch der zweite Blick macht stutzig. Das Matrosenhemd des grössten, die Haartracht des kleinsten Buben: Sie passen nicht recht zum Klischee. Und dann die Posen: Nein, es kann sich nicht um einen zufälligen Touristen-Schnappschuss handeln. Zweifellos wurden die Kinder aufgefordert, sich in eine Reihe zu stellen. Gleicht die Aufnahme nicht jenen Bildern fürs Familienalbum, mit denen Eltern von Zeit zu Zeit festhalten, wie gross ihre Sprösslinge sind, wie unterschiedlich sie sich entwickeln?

Tatsächlich, es ist keine gewöhnliche Kinderschar, die auf dieser Photo von 1911 verewigt ist. Die Geschwister *Diego, Ottilie, Bruno* und *Alberto Giacometti* gehören zu einer Familie, die das Kunstschaffen unseres Landes auf grossartige Weise bereichert hat. Der zehnjährige Alberto (rechts) wird später gar international als einer der bedeutendsten Künstler der Moderne gefeiert werden.

Der Photographin *Gertrud Dübi-Müller* (1888–1980) ist es zu verdanken, dass wir heute zahlreiche Bilder besitzen, die das private Leben

und Schaffen hervorragender Künstlerpersönlichkeiten auf sympathisch-unaufdringliche Weise dokumentieren. Die Tochter eines Industriellen aus Solothurn, eine feinsinnige Kunstsammlerin und -kennerin, fand schon in jungen Jahren Zugang zur Welt der Kunst und Literatur. Ihre Aufnahmen zeugen von einem sehr freundschaftlichen, fast familiären Umgang mit Malern wie *Cuno Amiet, Ferdinand Hodler* oder *Giovanni Giacometti*, dem Vater der hier abgebildeten Kinder. Als initiative und selbstbewusste Photografin vermochte sie mit der Kamera aber auch eigene gestalterische Vorstellungen umzusetzen. Oft haben ihre Dokumente eine hohe ästhetische Ausstrahlungskraft. ♦

PETER PFRUNDER

Aus Anlass der grossen Giovanni Giacometti-Ausstellung im vergangenen Herbst in Winterthur, die zurzeit in Lausanne, im Sommer dann in Chur zu sehen ist, führten die «Schweizer Monatshefte» 9/96 ein Interview mit Bruno Giacometti. Das Heft kann telefonisch (01/361 26 06) bestellt werden.